

Die Schweiz im Jahre 2000

Reflexionen zum Silvesterabend der Jahrtausendwende

Rüschlikon, 31. Dezember 2000

Wer möchte sich der Magie der Zahlen zu entziehen, die im Datum des 31. Dezember 2000 steckt? Es zwingt uns die Perspektive der Zeitenwende auf, ob sie nun einer Realität entspricht oder nicht. Zwanghaft suchen wir im Wust sich überstürzender und widersprechender Informationen nach Zeichen der groß- und andersartigen Zukunft, die uns erwartet. Begierig sortieren wir sie nach Hinweisen auf die unabwendbare Apokalypse und nach Lichtblicken, die eine höhere Stufe menschlicher Zivilisation erhoffen lassen. Zwar wissen wir im Grunde genau, daß der Eintritt ins dritte Jahrtausend eine Zufälligkeit unseres Zeitmessungssystem ist. Aber wir spüren auch, daß die ganze Menschheit ihn als Augenblick des gedanklichen Innehaltens und des Abstandnehmens erlebt, in dem sich die Jahrzehnte und die Weltregionen aus kosmischer Perspektive betrachtet zusammenfinden zu einem großen inneren Stillstand, aus dem sich – wer weiss? – vielleicht wirklich so etwas wie ein gemeinsamer Aufbruch zu neuen Ufern ergibt.

Aber zu welchen Ufern? Bei näherem Zusehen zeigt sich rasch, daß die Datenlage viele Fragen aufwirft und nur wenige Antworten zuläßt. Die Welt, in der wir leben, ist voller Widersprüche. Seit wir im Jahre unserer 700-Jahre-Feier durch den Golfkrieg unsanft aufwachten aus den Blümenträumen einer neuen Friedensordnung, die der Fall der Berliner Mauer einzuleiten schien, haben wir dieses Ereignis schmerzlich erkennen gelernt als das, was es war: Das Aufbrechen des seit langem schwelenden Konflikts zwischen der privilegierten abendländischen Zivilisation und den durch sie aus dem Gleichgewicht gebrachten, gedemütigten, mit neuen Hoffnungen gefütterten und ihrer gleichzeitig wieder beraubten Mehrheiten der Weltbevölkerung. Daß sich dieser Gegensatz gleichzeitig widerspiegelt in jenem zwischen einer mitleidlosen Oligarchie, der alle Machtmittel bis hin zu gefährlichsten Massenvernichtungstechnologien zu Gebote stehen, und einem in vielfältigen Abhängigkeiten dahinvegetierenden Volk, vervielfacht das Konfliktpotential.

Wenn sich dieses, wie in den letzten Jahren so oft, in revolutionären Eruptionen entlädt, beobachten wir immer wieder ein kaum entwirrbares Konglomerat aus abendländischen Versatzstücken – Freiheit, De-

mokratie, Solidarität, Nationalismus –, Rückbesinnung auf oftmals fast verschüttete autochthone Kulturelemente und Kampf um Existenz und Selbstbehauptung. Es ist Anlaß zahlreicher Bürgerkriege, politischer Umstürze, Eroberungsfeldzüge oder antiabendländischer Terrorakte. Sie spülen immer neue Wellen von teils verzweifelten, teils militanten Flüchtlichen nach Europa und Nordamerika, bringen noch radikalere Herrschaftsschichten ans Ruder und führen zu einer weiteren Drehung der Spirale der Unterentwicklung.

Der mächtigste, wenn auch nicht einzige Gegenpol zum Abendland im weltweiten Kulturkampf ist die Grundwelle des islamischen Fundamentalismus, die vom Süden der Sowjetunion über die Türkei bis nach Serbien und in Gestalt der Einwanderungswelle bis ins westeuropäische Kernland – einschließlich der Schweiz – hineinstürzt. Durch die wachsende Nord-Süd-Kluft werden auch alle Bemühungen der Industrieländer, die inzwischen nicht mehr zu übersehende Erwärmung der Erdatmosphäre durch eine immer konsequentere Ökologiepolitik wenigstens abzubremsen, untergraben. Einer weiter anwachsenden Weltbevölkerung mit steigenden Ansprüchen stehen immer ineffizientere Wirtschaftsmethoden gegenüber.

Also die Apokalypse? Es gibt auch andere Lesarten, etwa die jenes russischen Klimaforschers, der unentwegt zu beweisen sucht, daß die Klimaveränderung keine Katastrophe, sondern ein Segen sei, weil die mit ihr verbundene Erhöhung der Luftfeuchtigkeit vielen benachteiligten Weltregionen eine erhöhte Fruchtbarkeit bescheren werden. Auch gibt es Anzeichen, daß wenigstens vereinzelte Länder in Lateinamerika, Schwarzafrika und Asien sich auf den Weg Südkoreas und Singapurs begeben. Besonders spannend ist der südafrikanische Versuch eines schwarz-weißen Synergiemodells, der bereits auf Nachbarländer auszustrahlen beginnt. Das neu erwachte arabische und islamische Selbstbewußtsein seinerseits scheint im Iran und in den verwüsteten arabischen Erdölländern einer

theokratischen Wirtschaftsordnung Vorschub zu leisten, die sich zunehmend von den Industrieländern abschottet, aber den Koran mit wachsendem Erfolg als Basis einer auf Kapitalakkumulation und Solidarität aufbauenden Entwicklung einsetzt.

Die industrialisierte Welt insgesamt und Europa im besonderen – von der Schweiz gar nicht zu reden – haben sichtlich Mühe, sich über ihre Rolle in dieser gar nicht mehr so abendländischen Welt klarzuwerden: Liegt die Lösung im konstruktiven multikulturellen Dialog, im Rückzug auf sich selbst oder im Kampf für jene durch die UNO-Charta vorgezeichnete Weltordnung, welche die abendländischen Grundwerte zum Fundament einer kommenden Weltzivilisation der Selbstbestimmung, Freiheit und Demokratie erhebt? Die Antwort fällt um so schwerer, als der «Norden» mit der Bewältigung näherliegender Schwierigkeiten alle Hände voll zu tun hat. Die USA kämpfen mit ihrem angeschlagenen Selbstbewußtsein und den sonstigen Konsequenzen des schleichenden industriellen Niedergangs, den die Reagan-Zeit und der Golfkrieg noch während einigen Jahren zu übertünchen vermochten. Japan ringt mit den Folgen der wirtschaftlichen Welteroberung. Sie bestehen nicht nur in wachsenden weltweiten Anfeindungen, sondern, weit bedrohlicher, auch in einer Unterhöhlung der wirtschaftlichen Samurai-Kultur durch den Bazillus der Individualisierung.

Europa schliesslich, weit davon entfernt, dem Bild des «alten Kontinents» zu entsprechen, scheint von einer neuen Sturm- und Drangphase geschüttelt zu sein. Himmelhoch jauchzend erlebte es sein Zusammenwachsen nach dem Fall der Berliner Mauer und später die Beseitigung der Grenzkontrollen, mit passabler Verzögerung, in seinem Westen. Zu Tode betrübt aber nahm es die Schläge hin, die fast gleichzeitig und anschließend in rascher Folge seine abendländischen Träume einmal mehr zunichte zu machen drohten:

Das Auseinanderbrechen Jugoslawiens, das Versinken der Sowjetunion in ein Jahrzehnt bürgerkriegsähnlicher Wirren zwischen Perestroika, Nomenklatura, nationalen Autonomiebestrebungen sowie ethnischen, religiösen und politischen Fundamentalismen aller Art, das Aufbrechen alter Nationalitäten- und Grenzkonflikte auch zwischen Ungarn und Rumänien, innerhalb der Tschechoslowakei sowie zwischen der Sowjetunion und Polen; bereits droht das Feuer von hier aus auf das deutsch-polnische Verhältnis überzuspringen; wie eine Epidemie befällt es auch im Westen sämtliche mühsam eingekapselten Krankheitsherde, von Triest über Südtirol, Elsaß-Lothringen, Korsika, das Baskenland und die Bretagne bis nach Schottland, Wales und Irland. Hinzu kommt die mit dem Golfkrieg eingeleitete Isolierung Deutschlands. Seine große Rolle erkannte dieses, zusammen mit Österreich, ohnehin

in Mittel- und Osteuropa, zumal sich hier entschied, ob der Traum vom Europäischen Haus durch geschicktes politisches Vermitteln und wirtschaftliche Potenz zu retten war.

Die Balkanisierung Europas versperrt zuweilen den Blick und ist gleichzeitig selbst Ausdruck für jene tief verwurzelte abendländische Identität, die Europa ausmachte, seit Prometheus den Göttern das Feuer gestohlen hatte: Den Drang zur Emanzipation von Göttern und Geistern, von den Naturgewalten und von der Herrschaft anderer Menschen – diesen Drang, der die weltweite Fortschrittsdynamik ausgelöst hat, aber auch die mit ihr untrennbar verbundene Paradoxie der schöpferischen Zerstörung. Immer von neuem muß der Preis des Fortschrittes verdrängt werden, damit wir zu neuen Ufern aufbrechen können: Von der Entwurzelung der Kolonialvölker über die Verelendung und Entfremdung des Proletariats, die ökologischen Grenzen des Wachstums, die Risiken der modernen Technologie bis zum Raubbau an den kulturellen Ressourcen, der mit der Informationsflut, der Desorientierung, der Beschleunigung der Veränderung und den lückenlos durchrationalisierten Mensch-Maschinen-Systemen des Informationszeitalters verbunden ist.

Aber im verdrängten Preis liegt immer auch schon der Ansatz für die nächste Stufe des zivilisatorischen Fortschritts. Vielleicht ahnen die Menschen in diesem sich regionalisierenden und individualisierenden Europa, daß in der Vielfalt der kulturellen Auseinandersetzung bereits die Kraft des kommenden kulturellen Zeitalters angelegt ist? Die Epoche des «neuen Handwerks», wo das Produkt wieder Ergebnis des individuellen Dialogs zwischen Kunden und Produzenten wird, ist längst ausgebrochen. Das mechanische Zeitalter, das den Menschen ungeahnte materielle Optionen eröffnet hat, aber ihnen dafür das Diktat der Frage nach dem «Wieviel» aufgezwungen hat, befindet sich längst im Rückzug vor dem Zeitalter der Gestaltung, das von den Fragen nach dem «Wie» geleitet wird. Dessen Vorstellungen von menschlicher Produktivität knüpfen nicht mehr an Stückzahlen je Zeiteinheit, sondern am Sinn des Tuns an. Wird sich als dessen verkappter Preis vielleicht einmal die Überforderung entpuppen, die im Diktat der Gestaltungsautonomie in allen Lebensbereichen liegt?

Die Balkanisierung als Schatten dieser kulturellen Revitalisierung Europas – dies erklärt wohl, weshalb sich die institutionellen Strukturen der EG als solide genug erwiesen haben, um in diesem ganzen Gebrodel nicht nur die Errungenschaften des europäischen Binnenmarktes einigermaßen aufrecht zu erhalten, unter Einschluß der meisten ehemaligen EFTA-Länder und eines auf die Schweiz reduzierten «Europäischen Wirtschaftsraums», sondern sie auch schrittweise auf Mittel- und Osteuropa auszuweiten. Es ist nach Einschätzung des Autors ledig-

lich eine Frage von Jahren, wenn nicht Monaten, daß die Pläne zur Wirtschafts- und Währungsunion und zur politischen Union ein diesmal triumphales Comeback feiern werden.

Aber wir sollten doch über die Schweiz schreiben? Nun – schreiben wir etwa nicht über die Schweiz, wenn wir über Europa und die Welt schreiben? Die Antwort auf diese Frage steckt, wie könnte es anders sein, wiederum voller Widersprüche. Nachdenkliche Schweizer wie Denis de Rougemont haben die Schweiz nicht ohne Grund als Modell Europas empfunden: Der Wille zur Emanzipation von fremden Vögten und zur inneren Freiheit und Demokratie, der eine Vielfalt von Kulturregionen vereint, in ihrer Eigenart bestehen läßt und aus der Auseinandersetzung zwischen ihnen die Kraft zur Weiterentwicklung schöpft – ist das nicht der Kern der abendländischen Kultur? Hat die Schweiz nicht diesen Weg lange vor ihren Nachbarn beschritten, mit der pragmatischen Intuition eines Bauernvolkes, das dazu keiner intellektuellen Leitbilder und Höhenflüge bedurfte?

Gerade weil und soweit es ein vorauslaufendes Modell war, ist unser Land eben anders als unsere Nachbarn: Es lebt von der feindlichen Umwelt, der gegenüber es sich zu behaupten gilt und der es gleichzeitig listig wirtschaftliche Vorteile abhandeln muß. Es lebt von der inneren Stabilität, die ein immer feiner gewirktes Gewebe von Übereinkünften voraussetzt, weil es den Sieg oder die Dominanz einzelner Teilkulturen nicht überleben würde. Es lebt vom pfleglichen Umgang mit Menschen und Ressourcen, von solider, um ständige Perfektionierung bemühter Arbeit und vom Bedürfnis der Menschen nach Sicherheit gegen außen, im Innern und in der individuellen Vita.

Erfolgreich, gesetzt, selbstgerecht, überheblich, schulmeisterlich und sich selbst genug, beobachtet dieses Land, seit es selbst seine heutige Verfassungsstruktur gefunden hatte, während nunmehr 150 Jahren ziemlich ungerührt, wie Europa sich quält auf der Suche nach der ihm gemäßen Gestalt. Im Innern zur Sklerose neigend, in der Welt teils geachtet, teils belächelt, jedenfalls aber unbeliebt, wurde

das Land zu Beginn dieses Jahrzehnts kurz von Panik erfaßt, als Europa tatsächlich zu neuen Ufern aufzubrechen schien. Aber die neue Welle europäischer Selbstzerfleischung, die eine gestaltende Mitwirkung in der EG uninteressant erscheinen ließ, und das leidliche wirtschaftliche Abkommen mit ihr glätteten die Wogen alsbald wieder. Einmal mehr haben jene Recht behalten, die schon immer gesagt haben, man solle Bewährtes nicht vorschnell aufgeben für etwas Neues, das seine Überlegenheit noch nicht unter Beweis gestellt habe, und man solle lieber auf das vertraute Kleine als das fremde Große bauen.

Dennoch stellt sich aus der Perspektive des Jahrtausendwechsels die bange Frage: Wie lange noch wird es uns relativ gut gehen, weil wir darauf bauen können, daß die anderen mit ihren Problemen weniger gut fertig werden als wir selber? Ökologie und Immigration haben uns allen die Grenzen des Alleingangs vor Augen geführt. Werden wir auch andere derartige Fragen mit dem bewährten punktuellen Pragmatismus unserer Europapolitik lösen können? Wenn die gegenwärtigen Turbulenzen wirklich Geburtswehen eines vitalen kulturellen Europa sein sollten – drohen wir da nicht den Anschluß zu verpassen?

Sind wir nicht erneut mit einem Problem konfrontiert, das wir noch gar nicht als unsere fundamentale Tragik begriffen haben: Gerade weil kleinräumiges, handwerkliches Gestalten, mitverantwortlicher Bürgersinn, kulturelle Vielfalt und pfleglicher Umgang mit Menschen, Landschaften und Ressourcen von alters her Kern helvetischer Kultur bildeten, werden wir hochmütig und selbstgenügsam auf dieses neue Europa hinunterblicken, das diese Werte gerade wieder entdeckt und mit jugendlichem Überschwang zum Mythos des neuen Aufbruchs erhebt. Gerade weil wir voraus sind, hinken wir hinterher und koppeln uns ab. Oder sind dies nur die Lamentationen von Intellektuellen, die sich allzu gerne tummeln möchten inmitten des kulturellen Hauptstroms unserer Zeit und die deshalb in der offenbar unverrückbaren Entrücktheit der Schweiz eine Tragik wittern?